



FRÜHSTÜCK BEI GULKO

Alexander Kovarski

Das einzige dreistöckige Haus in einem kleinen Dorf bei Rostock wurde in den 50-er Jahren für die Arbeiter eines Torfabbaubetriebes gebaut. Die ersten Bewohner beklagten sich nicht über die Ofenheizung und das Fehlen moderner Bequemlichkeiten. Sie waren glücklich, aus den zugigen Hütten und Baracken der Nachkriegszeit herauszukommen – man hatte seine eigenen, gemauerten "vier Wände"....

1996 war das Haus zu sanieren, im Sommer begann die Renovierung. Dachdecker erneuerten das Dach, Zimmerleute bauten auf dem Dachboden neue Räume ein, Sanitärtechniker bauten Badewannen und Heizkörper ein, Maler machten Stuckarbeiten und strichen die Wände. Die Elektrikerbrigade, in der ich arbeitete, schloss die neuen Kabel an, ersetzte Gas- durch Elektroherde.

Die ganzen Tage über dröhnten Schlaghämmer, quietschten Bohrer, aus den Fenstern zogen, wie Nebel, Wolken grauen Staubes. Für die Bewohner, hauptsächlich Rentner, die an Ruhe und geregeltes Leben gewöhnt waren, begann eine schwierige

Zeit. Einige hinterließen ihre Schlüssel und fuhren für die Zeit der Renovierung zu Verwandten, andere holten ihr Auto aus der Garage und richteten sich darin ein, Essen bereiteten sie auf kleinen Kochern.

Als ich die Treppe hoch ging, sah ich ein Türschild mit dem Namen "Gulko". Unwillkürlich erinnerte ich mich an den bekannten Interpreten der Emigrantenlieder "Fähnrich Golyzin", "Russlands blauer Himmel", "Weiße Birken" – Michael Alexandrowitsch Gulko.

Mich plagte die Neugier, ich wollte die Leute sprechen oder wenigstens sehen, die diesen Namen trugen. Aber es gab keinen Grund für eine Bekanntschaft – in dieser Wohnung hatten wir noch nicht gearbeitet. Und plötzlich der Erfolg! Gegen Ende des Tages sagte der Brigadier: "Alex, bringe morgen weniger Butterbrote mit, Frau Gulko hat uns eingeladen."

Frühstück, Mittagessen, Kaffeepause – das sind heilige Zeiten auf dem Bau, jede beliebige Arbeit wird unterbrochen. Die Arbeiter stärken sich in der

Kantine, häufig mit Mitgebrachtem von zu Hause. Das ist billiger und es bleibt die eine oder andere Minute für die Erholung. Meistens geschieht das irgendwo in Umkleieräumen, wenn es das Wetter erlaubt, auch im Freien.

Pünktlich um 9 Uhr ging die Brigade der Elektriker vollzählig zur Wohnung mit dem in Deutschland ungewöhnlichen Türschild "Gulko". Die Tür öffnete eine Dame mittlerer Statur mit grauem, kurzgeschnittenem Haar im Rentenalter. Freundlich lächelnd bat sie einzutreten. Auf die Stühle legten wir Zeitungen (es war keine Zeit zum Umkleiden, die Frühstückspause dauerte nur 15 Minuten) und setzten uns um den großen Tisch im Wohnzimmer. Besteck lag schon da, eine Vase mit einem Feldblumenstrauß stand dort. Es gab das übliche deutsche Frühstück: frische Brötchen, Butter, Marmelade, Wurst, Käse, Eier – für jeden etwas, was er mag. Natürlich gab es auch Kaffee.

Erstausnehmend war die Einladung selbst, denn die Deutschen sind sparsam und ziemlich verschlossen. Fremde bemitleidet man nicht. Die Hausfrau setzte sich an den Tisch, bewirtete und unterhielt uns. Ich betrachtete ihre blauen Augen, sie waren nicht groß oder besonders schön, aber sehr ruhig, dazu versteckte sich in ihnen ein kleines Lächeln. In der ganzen Figur spürte man eine gewisse Erschöpfung – keine augenblickliche, keine gestrige, aber wahrscheinlich vom ganzen, durchlebten Leben. Kaum waren die Tassen leer, wurde Frau Gulko geschäftig, goss Kaffee nach, brachte, was fehlte. Wie sich zeigte, hatte die Hausfrau eine Liste aller in Renovierung befindlicher Häuser. Als wir uns mit Worten der Dankbarkeit erhoben, bat uns die Hausfrau in die Küche und öffnete den Kühlschrank, der von oben bis unten mit Flaschen voll Wasser war, und sagte: "Jungs, meine Wohnung ist immer auf. Kommt, wann ihr wollt und trinkt, so viel ihr wollt!"

Na, so etwas! Das hatte niemand erwartet. Wir gingen mit dem Gefühl, als ob wir zu Besuch bei Verwandten gewesen wären.

Im Juli war es heiß, die Arbeit schwer und staubig. Wenn sie unsere verschwitzten Gesichter sahen, boten uns viele Hausfrauen zu trinken an. Aber uns so zu bewirten wie Frau Gulko, daran dachte niemand. Weshalb verhielt sich diese bescheidene Rentnerin so? Woher diese Weite einer russischen Seele? Welcher Wind hatte diese Dame mit dem ukrainischen Namen hergeweht?

Unerwartet wurde ich an anderes Objekt versetzt und über die wunderbare Frau erfuhr ich nichts mehr.

Die Jahre vergingen. Eines Sommers fuhr ich nicht weit an dem Dorf, wo ich damals gearbeitet hatte, vorbei. Ich erinnerte mich an Frau Gulko und beschloss, sie zu besuchen. Ich traf die Rentnerin im Gespräch mit Nachbarinnen draußen auf einer

Bank. Ich stellte mich vor, erinnerte sie an die Bauarbeiten. Mein Erscheinen verwunderte sie nicht, sie erkannte mich gleich wieder: "Du hast doch den Wäschetrockner im Bad angebracht, er hängt jetzt noch. Das hast du gut gemacht. Ich gab Dir doch eine Wäscheschleuder, die stand bloß herum".

Also deshalb erinnerte sie sich an mich!

Frau Gulko hatte sich kaum verändert, hatte höchstens ein paar graue Haare mehr und tiefere Fältchen um den Mund bekommen. Ebenso freundlich und gutmütig blickten ihre blauen Augen über die Sonnenbrille hinweg. Sie lud mich ein und kochte Kaffee.

-Wir haben uns 10 Jahre nicht gesehen. Wie geht es Ihnen, Margit?

-Ich bin allein geblieben. Mit 48 Jahren starb mein ältester Sohn. Er wurde schon krank geboren, die linke Körperseite war gelähmt. Es gab keine Heilung, es ging ihm immer schlechter. Vor 2 Jahren starb nach langer Krankheit mein Mann.

-Haben Sie keine Verwandten mehr?

-Wie kommen Sie darauf? Meine Kinder leben in Rostock. Die Tochter ist schon 53, sie arbeitet im Ostseepark. Dazu habe ich zwei Söhne, einer ist 27, Maler und jetzt arbeitslos, der andere ist 25 und dient bei der Bundeswehr. Ich habe 7 Enkel und sogar einen Urenkel. Sie besuchen mich, an freien Tagen erscheint immer jemand.

-Wollen Sie nicht zu ihnen ziehen?

-Ja, meine Tochter will mich immer dazu überreden. Bloß, was soll ich unter unbekanntem Menschen machen? 50 Jahre habe ich in diesem Haus gelebt, mich kennen alle und ich sie, hier habe ich meinen Garten. In Rostock würde ich mich wie ein Flüchtling fühlen. Das will ich nicht, das war ich schon einmal.

-Wie? Von wo sind Sie denn geflüchtet?

-Aus der Tschechoslowakei. Ich bin in einem Dorf in den Lausitzer Bergen geboren. Sieben Jahrhunderte lang lebten Deutsche und Tschechen zusammen, es gab gemischte Familien. Das Sudetenland war bekannt für seine Glasproduktion. Die deutschen Meister kannten viele Geheimnisse in diesem Handwerk, die Tschechen verstanden es, die Dinge hübsch zu verpacken, und die jüdischen Kaufleute brachten sie in alle Ecken des Erdballs. Sie waren die größten Arbeitgeber. Die Werkstatt meines Großvaters befand sich direkt im Hof unseres Hauses.

Nach dem Krieg, 1946, brachte man unsere Familie – Mutter, Großmutter, Großvater und mich – zu einem Sammelpunkt an der Eisenbahn. Wir hatten wenig Gepäck, es waren nur 50 kg pro Person erlaubt. Dort lebten wir einige Zeit in einer Baracke, dann fuhren wir in einem Güterzug, bis der in der Stadt Tessin hielt, nicht weit vom Dorf.*

-Und Ihr Vater?

-Papa kam 1943 bei Orel ums Leben. Wir hatten ihn zum letztem Mal 1941 gesehen, als er Urlaub bekam. Beim Abschied an die Ostfront sagte er leise: "Wahrscheinlich sehen wir uns zum letzten Mal". Mama weinte sehr.

Ich fragte, woher ihr ukrainischer Name komme.

-Es ist der Name meines Mannes, – antwortete Margit. – Wir lernten uns 1949 kennen, als er aus russischer Gefangenschaft kam. Damals war er 22 Jahre alt. Die Familie meines Mannes war auch aus Pommern in der Nähe von Stettin geflohen. Nach dem Krieg ging dieses Gebiet an Polen. Der Familienname ist eher polnisch.

-Längst wollte ich fragen, weshalb Sie uns damals 1996 zum Frühstück eingeladen haben?

-Na, wie denn? Bei uns in der Familie, bei Mama und Großmutter, wurden Arbeiter immer versorgt.

-Aber man hat doch nicht nur Ihre Wohnung renoviert, sondern das ganze Haus – und hier arbeiteten etwa 50 Leute!

-Das hat keine Bedeutung, man muss alle bewirten!

-Und weshalb Sie, nicht Ihre Nachbarn?

-Sie sind Mecklenburger, ich bin Sudetendeutsche. Bei uns ist das so üblich!

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, trank schweigend den Kaffee. Nach einer Pause fragte ich:

-Wo haben Sie gelernt, Margit?

-Im Krieg beendete ich die 8.Klasse. Dann kamen Kommunisten an die Macht. Sie erlaubten den Deutschen nicht zu lernen. Wir hatten sogar Angst, uns in unserer Sprache zu unterhalten. Somit war meine Bildung beendet.

-Was sind Sie von Beruf?

-Ich habe keinen Beruf. Ich wollte einmal Schneiderin werden. In der Werkstatt eines guten Tschechen habe ich etwas Nähen gelernt. Mit 18 habe ich geheiratet, dann kam das erste Kind.

-Und wo haben Sie gearbeitet?

-Solange meine Mutter konnte, blieb sie bei den Kindern. Ich ging in den Torfabbaubetrieb. Dort verlangte man keine Qualifikation. Anders hätte man nicht überleben können. Die Gesundheit

meines Mannes war während der Gefangenschaft angegriffen worden, er war oft krank. Zum Glück bekamen wir die Wohnung im Erdgeschoss.

-Worin bestand Ihre Arbeit?

-Die Männer stachen im Moor den Torf in Ziegeln ab, wir Frauen trugen sie zu einem trockenem Platz, wo wir sie zum Trocknen pyramidenförmig aufschichteten. Den ganzen Tag arbeiteten wir in Gummistiefeln, bei Regen trugen wir Umhänge. Die meisten Frauen arbeiteten nur im Sommer, ich aber das ganze Jahr. Anfangs nutzen wir den Torf als Brennstoff, aber als man uns Land für Gärten gab, als Dünger. Wir packten ihn in Säcke.

-Wohnten Sie zu Hause?

-Natürlich. Zur Arbeit fuhr ich mit dem Rad, es war je nicht weit, etwa 10 km. Ich arbeitete 14 Jahre lang. Der kranke Sohn wurde immer schwerer, die alte Mutter schaffte es nicht mehr, ihn zu versorgen. Ich musste mich nach der Schicht, manchmal auch in der Mittagspause mit ihm beschäftigen. Dabei habe ich mir die Wirbelsäule gebrochen und wurde Invalide mit kleiner Rente. Jetzt bekomme ich schon die Altersrente.

Das Gespräch hatte sich hingezogen, ich musste gehen. Aber die schwere Last, von der ich gehört hatte, hielt mich im Sessel. Vor mir hatte sich eine Seite der Geschichte einer ganzen Generation deutscher Frauen geöffnet, die ihre Heimat verloren hatten.

"Was hat sie denn Gutes in ihrem Leben gesehen?"

– dachte ich über meine Gesprächspartnerin.

"Nicht sehr viel, gerade mal die wolkenlose Kindheit vor dem Krieg", – antwortete sie selber.

Ihr nicht gerade leichtes Schicksal bewegte mich tief. Aber sie war nicht verbittert geworden, zerbrach nicht, verhärtete sich nicht. Sie blieb teilnahmsvoll, fürsorglich, sogar herzlicher als ihre Nachbarinnen, die nichts verloren hatten.

Wir tauschen unsere Adressen aus. Ich weiß nicht, ob sie mal nach Hamburg kommt – ich habe sie jedenfalls schon aufgesucht. Ein gutes Herz zieht an, wie ein Magnet.

Übersetzung von Ursula Deistler

***Anmerkung:**

Nach Beschluss der Potsdamer Konferenz 1945 verlor das besiegte Deutschland ein Viertel seines Territoriums. Man vertrieb die Deutschen aus allen europäischen Ländern, wo Jahrhunderte lang ihre Vorfahren gelebt hatten. Mehr als 12 Millionen verloren ihre Häuser, ihren Besitz, ihren Boden. (Aus Zeitungen)

